

Kevin Sands
Der Blackthorn-Code
Das Geheimnis des letzten Tempelritters

Kevin Sands

DER
BLACKTHORN
CODE

DAS GEHEIMNIS DES LETZTEN
TEMPELRITTERS

Aus dem amerikanischen Englisch
von Alexandra Ernst

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Von Kevin Sands sind bei [dtv junior](http://www.dtv.de) außerdem lieferbar:
Der Blackthorn-Code – Das Vermächtnis des Alchemisten
Der Blackthorn-Code – Die schwarze Gefahr



Deutsche Erstausgabe
2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2017 Kevin Sands
Titel der amerikanischen Originalausgabe: ›The Assassin's Curse‹,
2017 erschienen bei Aladdin, an imprint of
Simon & Schuster Children's Publishing Division, New York
Published by arrangement with Blackthorn Industries, Inc.
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen
© für die deutschsprachige Ausgabe:
2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkraft
Gesetzt aus der Caslon 11,25/14,4
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-76212-0

MONTAG,

2. November 1665

Matutin

Glaubt ihr an Schicksal?

Einmal, kurz nachdem ich sein Lehrling geworden war, hatte ich Meister Benedict danach gefragt. Er hatte seine Suppe umgerührt und mit dem Löffel gegen den Teller geklappert. »Eine interessante Frage. Wie kommst du darauf?«

»Na ja«, sagte ich, »in dem Buch über Astronomie, das Ihr mir gegeben habt, steht, dass das Universum wie ein Uhrwerk funktioniert. Dass alles einem großen Plan folgt.

»Das stimmt.«

»Aber trotzdem haben wir doch einen freien Willen, nicht wahr? Ich meine, wir sind doch verantwortlich für die Dinge, die wir tun.«

»Natürlich«, sagte er.

»Aber ... wie kann denn beides zutreffen?«, fragte ich. »Wie kann es einen großen Plan geben, wenn wir über freien Willen verfügen? Man könnte doch etwas tun, was den Plan des Universums durcheinanderbringt. Und wenn das Universum tatsächlich eine große Uhr ist und wir die Zahnrädchen, die eine bestimmte Funktion erfüllen, wie können wir dann für unsere Taten verantwortlich gemacht werden? Dann steht unsere Bestimmung doch schon von Geburt an fest.«

Mein Meister warf mir einen strengen Blick zu. »Hat das etwas mit der zerbrochenen Fensterscheibe bei den Baileys zu tun?«

»Ähm ... nein.« Obwohl Tom und ich im Haus seiner Eltern

wohl nicht mehr so schnell eine Burgbelagerung nachspielen würden.

»Dann warte einen Moment.«

Er ging nach oben, wo ich ihn in der kleinen Kammer poltern hörte, in der er seine Bücher aufbewahrte. Als er zurückkam, trug er einen Stapel vor sich her, der so hoch war, dass er daran vorbeischaun musste, um zu sehen, wohin er ging. Er ließ ihn auf den Tisch fallen und ich streckte hastig die Arme aus, um zu verhindern, dass der Turm in meine Suppe krachte.

»Fang damit an«, sagte mein Meister. »Dann reden wir weiter.«

Ich las die Bücher zusätzlich zu meinen anderen Pflichten und brauchte deshalb mehrere Tage dafür. Als ich damit fertig war, ging ich zu Meister Benedict, der in der Werkstatt an einem neuen Rezept gegen die Gicht arbeitete.

»Nun?«, sagte er. »Was glaubst du? Wird der Mensch vom Schicksal beherrscht oder von seinem freien Willen?«

Peinlich berührt kratzte ich mich am Kopf. »Ich habe keine Ahnung.«

Er seufzte. »Ich auch nicht. Ich hatte gehofft, du würdest etwas finden, was uns der Antwort näher bringt.«

Was bewies, dass dies eine fürchterlich schwierige Frage war. Während Tom und ich in der Kutsche saßen, die über die vom Regen aufgeweichte Straße nach Oxford schaukelte, versuchte ich ihm zu erklären, dass die größten Philosophen der Weltgeschichte sich darüber schon den Kopf zerbrochen hatten – darüber, wie schwierig die Frage war, wer die Verantwortung trug.

Für Tom dagegen war die Antwort ganz einfach: Das war alles meine Schuld.

Kapitel 1

»Das ist alles deine Schuld«, sagte Tom.

Er verschränkte die Arme vor der Brust und schaute unglücklich durch das Fenster. Durch die Vorhänge schimmerten die Lichter von vereinzelt, weit entfernten Bauernhöfen.

»Aber ich habe doch gar nichts gemacht!«, protestierte ich.

»Glaubst du vielleicht, wir sind wegen mir hier?«

»Nein, ich ...«

»Ich stecke nämlich keine Pfirsichbäume in Brand«, sagte Tom.

»Das war ein Unfall.«

»Ich bin auch nicht derjenige, der sagte: ›He, jagen wir doch ein paar Kürbisse in die Luft!««

»Das war ein Experiment«, erklärte ich. »Und es war nur *ein* Kürbis. Das andere waren Rüben. Aber was hat das denn damit zu tun?«

»Vielleicht war es ein wichtiger Kürbis.«

»Wie kann denn ein Kürbis wichtig sein?«

»Vielleicht war es ein preisgekrönter Kürbis«, sagte Tom.

»Vielleicht war es der Kürbis, der England im Internationalen Kürbiswettbewerb vertreten sollte. In Schottland.«

»Also, jetzt redest du wirklich kompletten Unfug.«

»Ach ja? Dann erklär mir doch mal das hier.« Er schnappte sich die ... man würde es wohl *Einladung* nennen, die zu Boden gefallen war, und knallte sie mir vor die Brust. »Erklär's mir!«

Das war ja das Problem. Ich konnte es nicht erklären. Diese ganze Sache war für mich genauso mysteriös wie für ihn.

Gestern hatten Tom und ich beim Mittagessen in meiner Apotheke gegessen, als jemand mit der Faust gegen die Ladentür hämmerte. Ich öffnete und sah mich einem Soldaten gegenüber, auf dessen Rock das Wappen des Königs prangte. Hinter ihm stand eine Kutsche, neben der ein weiterer Soldat wartete.

»Christopher Rowe?«, fragte der Mann. Als ich nickte, händigte er mir einen Brief aus. Den ich verständnislos anstarrte. Als ich ihn las, war ich genauso schlau wie vorher.

*Christopher,
steig mit Thomas Bailey in die Kutsche.
Ashcombe*

Baron Richard Ashcombe, der Beschützer des Königs Charles II., war der Lordprotektor Englands. Unsicher schaute ich den Soldaten an. »Stecken wir in Schwierigkeiten?«

Er zuckte mit den Schultern. »Mir wurde nur befohlen, euch nach Oxford zu bringen.«

Oxford? Dort befand sich der König mit seinem Hofstaat. »Stehen wir unter Arrest?«

Der Mann klopfte ungeduldig mit der Fußspitze auf den Boden. »Noch nicht.«

Und so landeten Tom und ich in dieser Kutsche, die durch das Land holperte. Die Nacht hatten wir in einem Gasthaus verbracht, wo die Soldaten sich als Wachen vor unserer Tür positionierten. Seitdem war Tom felsenfest davon überzeugt, dass wir dem Untergang geweiht waren.

»Man wird uns in den Kerker werfen«, stöhnte er.

»Quatsch«, sagte ich, aber so ganz überzeugt war ich auch nicht.

»Weißt du, wie es im Kerker ist? Da gibt es kein Essen. Die lassen dich *hungern!*«

»Wir wurden doch nicht mal gefesselt!«

Toms Unterlippe zitterte. »Eine einzige Scheibe Brot, einmal am Tag. Und nicht mal gutes Brot mit Mohnsamen und vielleicht einem Hauch Zimt. Nein. Hartes Schwarzbrot. Hartes Brot für ein hartes Los.«

Das sieht dem Sohn eines Bäckers ähnlich, sich über die Qualität des Brots im Gefängnis Gedanken zu machen. Trotzdem wünschte ich mir, er würde damit aufhören. Je mehr er jammerte, desto mehr setzte sich die Aussicht, hinter Gittern zu landen, in meinem Kopf fest. Ich versuchte, nicht auf seine Worte zu achten, und fragte mich, warum Lord Ashcombe uns zu sich befohlen haben könnte.

Seit wir den Betrug mit der angeblichen Pestheilung auf dem Höhepunkt der Seuche aufgedeckt hatten, hatte ich nur zweimal vom Lordprotektor gehört. Einmal, nachdem Magistrat Aldebourne Lord Ashcombe darüber informiert hatte, welchem Unglück London dank meiner Hilfe entgangen war. Lord Ashcombe hatte daraufhin auch von mir einen Bericht verlangt. Und das zweite Mal, als er – wie versprochen – für Sally eine Anstellung fand.

Seine Nachricht war wie immer kurz und bündig gewesen. Er erklärte, er hätte sie als Kammerzofe bei Lady Pemberton untergebracht und würde eine Kutsche für sie schicken. Die Baroness befand sich bei Hof, der London wegen der Pest verlassen hatte, und so mussten wir uns im September schweren Herzens von Sally verabschieden. Seitdem hatte ich ihr jede Woche einen Brief geschrieben, hatte aber nichts von ihr ge-

hört. Das wunderte mich nicht weiter, denn ihr Gehalt würde ganz bestimmt nicht ausreichen, um das Porto zu bezahlen. Lord Ashcombes Nachricht, mit der er Tom und mich nach Oxford zitiert hatte, ließ mich nun allerdings befürchten, sie könnte in irgendwelchen Schwierigkeiten stecken.

Die Kutsche wurde langsamer. Tom und ich schauten durchs Fenster und sahen, dass wir die Straße nach Oxford verließen und nach Norden abbogen. Offensichtlich lag unser Ziel also nicht in der Stadt. Wir umfuhren die Stadtmauer und wurden von zahlreichen Schlaglöchern tüchtig durchgeschüttelt, ehe der Kutscher durch das Tor eines großen Anwesens fuhr.

Eichen säumten die Einfahrt und das Herbstlaub wurde von den Fackeln, die am Wegrand aufgestellt waren, erleuchtet. Unsere Pferde, denen dank der kühlen Novemberluft der Atem in dicken Wolken vor den Nüstern stand, steuerten auf ein Herrenhaus auf einem Hügel zu. In den Fenstern strahlten helle Lichter und warfen einen warmen Schimmer in die neblige Luft.

Das hier war ganz bestimmt kein Gefängnis. Und aus welchem Grund auch immer man uns hergebracht hatte, wir waren jedenfalls nicht allein. Dutzende Kutschen standen auf dem Rasen und drückten das Gras unter ihren schlammbespritzten Rädern platt, während die Kutscher sich gelangweilt an die Kabinen lehnten.

Unser eigenes Gefährt hielt vor dem Haus an, wo uns ein Mann in Livree den Schlag öffnete und uns aus der Kutsche bat. Die Soldaten des Königs trieben uns die Treppe hoch zu einer mächtigen, doppelflügeligen Tür. Über der Tür prangte ein Wappen: zwei gekreuzte Hellebarden über einem Schild mit einem Hirschgeweih.

Ich hatte keine Ahnung, wo wir waren. Aber dieses Haus war

umwerfend. Allein die Eingangshalle war so groß wie mein ganzes Haus. Eine marmorne Treppe zog sich von der Mitte des Foyers hinauf in die oberen Stockwerke. Am Fuß der Treppe standen zwei Diener, und weitere, in identische Livreen gekleidete Dienstboten befanden sich an den unzähligen Durchgängen zu den verschiedenen Flügeln des Anwesens. Von irgendwoher hörte ich Gesprächsfetzen und Gelächter und einige Takte Musik.

»Ihr kommt spät.«

Lord Ashcombe trat mit langen Schritten in die Eingangshalle. Er war in feinste schwarze Seide gekleidet, mit einer Klappe über dem linken Auge und einem Handschuh über seiner rechten Hand, die nur noch drei Finger hatte: beides Wunden aus einem Kampf mit den Männern, die meinen Meister ermordet hatten. Er hatte kein Schwert dabei, aber in seinem Gürtel steckte eine Pistole mit Perlmuttergriff.

»Tut mir leid, Kommandant«, sagte der Soldat, der uns ins Haus begleitet hatte, »aber der Regen hat die Straßen in Bäche verwandelt.«

Lord Ashcombe grunzte und betrachtete uns. »Wir müssen euch präsentabel machen.« Er gab den Dienstboten an der Treppe ein Zeichen.

»Mylord?« Ich schaute zu Tom, der mittlerweile einer Ohnmacht nahe war. »Stecken wir in Schwierigkeiten?«

Lord Ashcombe zog eine Augenbraue hoch. »Gäbe es dafür denn einen Grund?«

»Ähm ... nein?«

»Dann hängt die Antwort auf deine Frage wohl davon ab, wie dieser Abend verläuft.«

»Dieser Abend?«

»Ja. Der König möchte mit euch sprechen.«

Kapitel 2

Ich verschluckte mich. »Der König?«

»Der König«, sagte Lord Ashcombe.

»Was für ein König?«, platzte Tom heraus.

»Euer König.«

»Unser König? Ihr meint, der auf den Münzen?«

Lord Ashcombe schloss kurz die Augen und seufzte. »Bringt sie nach oben«, sagte er zu den Lakaien.

In diesem Moment trat unser Kutscher mit einem kleinen Metallkäfig in der Hand in die Eingangshalle. Ein pummeliger Vogel marschierte in dem Käfig auf und ab und plusterte das schwarz-weiß gesprenkelte Gefieder auf.

Lord Ashcombe musterte den Käfig verwirrt. »Was ist das?«

Der Soldat warf ebenfalls einen Blick auf den Käfig. »Eine Taube, wenn mich nicht alles täuscht.«

Lord Ashcombe verzog den Mund zu einem schmalen Strich. »Ich weiß, dass das eine Taube ist. Ich will wissen, was sie hier zu suchen hat.«

»Die ... die gehört mir, Mylord«, sagte ich, immer noch wie benebelt. *Der König?* »Das ist Bridget.«

Bridget schob den Kopf durch die Gitterstäbe und gurrte Lord Ashcombe an.

»Aber warum bringst du eine ... ach, egal. Ich will es gar nicht wissen. Macht schon, nach oben mit ihnen«, sagte er an die Dienstboten gewandt und kehrte dann in den Saal zurück, aus dem die Musik erklang.

Einer der Lakaien nahm Bridgets Käfig. »Bitte hier entlang, meine Herren.«

Ich folgte ihm die Treppe hinauf, während sich mir der Magen umdrehte. *Wir werden dem König vorgestellt.*

Tom packte mich am Ärmel, seine Augen ganz starr vor Panik. »Bring mich hier raus«, verlangte er.

»Wie soll ich das denn bitte schön anstellen?«

»Keine Ahnung. Mach einfach. Ich kann nicht dem König gegenüberreten, Christopher. Das geht nicht.« Toms Stimme brach. »Ich bin ein Bäcker. Was soll ich denn zu ihm sagen? Vielleicht ›Guten Abend, Eure Majestät. Esst Ihr gerne Brötchen?‹«

Da wurde mir klar, dass ich ebenfalls keine Ahnung hatte, was ich zu ihm sagen sollte. Warum musste Lord Ashcombe auch jedes Mal so ein Geheimnis aus allem machen? Warum konnte er uns nicht einfach sagen, was genau wir hier sollten?

Im zweiten Stock wurden wir getrennt und in unterschiedliche Zimmer geführt. Tom, der einem Lakaien den Gang entlang folgte, warf mir über die Schulter einen anklagenden Blick zu. »Das ist alles deine Schuld.«

Der Diener, der auf den Namen Bodwin hörte, führte mich in ein elegant eingerichtetes Schlafzimmer, das im gegenüberliegenden Flügel lag. Er hielt Bridgets Käfig hoch. »Hat der Vogel einen bestimmten Zweck, Sir?«

Seine Frage riss mich aus meinen Grübeleien. »Was? Oh ... nein. Sie ist ... nur bei mir. Lord Ashcombe sagte nichts darüber, wie lange ich von zu Hause weg sein würde, und ich habe niemanden, der sich um sie kümmert.«

»Natürlich, Sir. Ich sehe zu, dass sie versorgt wird. In der Zwischenzeit werde ich Euch beim Waschen helfen.«

Eigentlich brauchte ich dabei keine Hilfe. Bislang hatte ich

diese Aufgabe stets aus eigener Kraft und zur allgemeinen Zufriedenheit ausgeführt. Aber da mein Kopf immer noch wie in Watte gepackt war, leistete ich keinen Widerstand. Ich folgte ihm in den angrenzenden Raum, wo gerade ein Mädchen einen Eimer mit heißem Wasser in eine Wanne goss, aus der Dampf aufstieg. Bodwin wartete, bis ich mich ausgezogen hatte, und machte sich dann daran, mir den Staub der Straße von der Haut zu schrubben.

Als wir ins Schlafzimmer zurückkehrten, waren meine eigenen Kleider verschwunden. Stattdessen lagen neue Sachen auf dem Bett. Die Strümpfe, Beinkleider und das Hemd waren von viel besserer Qualität, als ich es gewohnt war. Die Vorderseite der saphirblauen Weste bestand aus Brokat, der Rücken aus Seide und das Wams aus weicher Wolle. Die Lederschuhe waren so blank poliert, dass sich mein Gesicht darin spiegelte. Es waren Kleidungsstücke für einen König. Im wahrsten Sinne des Wortes.

Als ich angekleidet war, brachte mich Bodwin wieder in die Eingangshalle. Immer noch in Gedanken versunken, bog ich um eine Ecke und stieß mit einem Mann zusammen, der mit trüben Augen die Bronzebüste eines Gentlemans mit einer Perücke betrachtete. In der Hand hielt er eine Flasche Wein.

»Bitte um Verzeihung«, sagte er mit leicht schleppendem Tonfall.

Bodwin räusperte sich. »Mr Glover.«

»Einen Moment noch«, sagte Glover. »Ich versuche gerade herauszufinden, wer das ist.«

Bodwin räusperte sich noch einmal, diesmal energischer. »Mr *Glover*. Man verlangt unten nach Euch.«

»Die nächste Runde Wein is schon in den Karaffen«, sagte er und hickste. »Wer essen das? Neuer Dienstbursche?«

Beinahe hätte Bodwin die Fassung verloren. »Das ist ein Gast Seiner Majestät!«

»Oh. 'tschuldigung, junger Herr. John Glover, Kellermeister des Hauses, zu Euren Diensten.« Er verbeugte sich, wobei Wein aus der Flasche auf seine Schuhe spritzte.

»Mr *Glover*! Mr Skipwith hat Euch gewarnt.«

»Es is doch meine Aufgabe, den Wein zu probieren, Sir. Was, wenn er vergiftet is?« Er rülpste. »Bitte um Verzeihung.«

»*Mr ...*«

Glover hob die Hand. »Kein Wort mehr. Ich gehe.«

Leicht schwankend verschwand er um die Ecke. Bodwin machte ein bedauerndes Gesicht. »Ich bitte um Verzeihung, Sir. Mr Glover ist wirklich ein anständiger Mann. Sehr freundlich zu aller Welt. Er hat nur manchmal ... ein kleines Problem mit dem Alkohol.«

Das erschien mir keine besonders passende Eigenschaft für einen Kellermeister zu sein. »Schon gut«, sagte ich.

»Ich werde ihn natürlich melden.«

Ich hatte den Eindruck, dass er es nicht gerne tat. Mir lag auch nicht unbedingt etwas daran. Wenn er Glover meldete, dann würde der seinen Job verlieren, und ich wollte nicht der Grund sein, warum irgendjemand in Schwierigkeiten geriet.

»Mir wäre es lieber, Ihr würdet das nicht tun«, sagte ich.

Bodwin schaute mich überrascht an und senkte dann mit einem dankbaren Blick den Kopf. »Wie Ihr wünscht.«

Er ging mir voraus die Treppe hinunter, wo Tom bereits auf mich wartete. Er zupfte an seiner Hose. »Die passt nicht richtig«, klagte er.

Lord Ashcombe tauchte wieder aus der Richtung auf, aus der die Musik erklang. »Na endlich«, sagte er. »Kommt mit. Ich werde euch Seiner Majestät vorstellen.«

Kapitel 3

Wir waren mitten auf einer Party gelandet.

Der Ballsaal war voll mit vornehmen Leuten in Samt und Seide, die Wein aus Kristallgläsern tranken. Hoch über uns, im dritten Stock, ragten vier Balkone in den Saal hinein. Auf einem davon saßen sechs Musiker, ein Consort aus Blockflöten, und unten im Saal tanzten mehrere Paare. Andere standen am Rand und klatschten im Takt.

Von den ansonsten leeren Balkonen hingen gelbe und violette Banner, deren Spitzen beinahe die Perücken der Herrschaften unten im Saal berührten. In der Mitte funkelte ein riesiger Kronleuchter mit Hunderten von Kerzen und übergoss den Saal mit Licht und Wärme.

»Mund zu«, ermahnte mich Lord Ashcombe.

Ich klappte meine Kiefer zu, was mich aber nicht davon abhielt zu gaffen, während er uns durch die versammelten Gäste führte. *Schaut, wo ich gelandet bin, Meister*, sagte ich in Gedanken.

Ich blieb kurz stehen, als wir an einer Frau vorbeikamen, die seltsamerweise maskiert war. Die mit Federn verzierte Maske bedeckte die obere Hälfte ihres Gesichts. Sie war von einer Gruppe Männer umringt, die alle um sie herumscharwenzelten. Sie lachte melodios, lächelte strahlend und sagte dann mit einem schweren Akzent: »Isch bin leidär vergeben.«

Fragend schaute ich zu Lord Ashcombe. »Eine Französin«, sagte er, als ob das alles erklären würde. »Jetzt hört gut zu. Wenn

ihr dem König vorgestellt werdet, müsst ihr nichts weiter tun, als höflich zu sein. Sprecht ihn beim ersten Mal mit ›Eure Majestät‹ an und danach mit ›Sire‹. Und um der Liebe Gottes willen, fasst euch kurz. Es wird bei Hofe sowieso viel zu viel geschwafelt. Und wie leicht macht man sich dabei selbst zum Narren.«

Toms Gesicht war so weiß wie Schnee. Mein Magen schlug Purzelbäume. »Was will er denn von uns?«, fragte ich.

»Euch kennenlernen. Er hat schon nach der Sache mit dem Erzenkel-Kult sein Interesse an euch zum Ausdruck gebracht, und als ich ihm erzählte, dass ihr die Bande habt auffliegen lassen, die den Stadtrat von London beinahe um sein ganzes Geld gebracht hätte, da bestand er darauf, dass ich euch an den Hof hole. Eigentlich wollte ich damit warten, bis wir wieder in London sind, aber angesichts der Tatsache, dass die Seuche noch nicht überstanden ist und wir in absehbarer Zeit nicht zurückkehren werden, dachte ich mir, der heutige Abend sei die perfekte Gelegenheit.« Er bedachte mich mit einem prüfenden Blick. »Du fällst doch nicht etwa in Ohnmacht, oder doch?«

Die Möglichkeit bestand durchaus. Ich wollte gerade vorschlagen, dass wir ruhig warten konnten, bis der Hof wieder in London war, als Lord Ashcombe uns durch einen Kreis aus Menschen schob, die ihre Aufmerksamkeit auf einen einzelnen Mann gerichtet hatten.

Er war unglaublich groß und dünn, mit einer vorspringenden Nase und einer Perücke mit langen schwarzen Locken. Während er sich unterhielt, bediente er sich von einem Teller mit Trauben, der zwischen ihm und der Dame neben ihm stand, und ließ eine nach der anderen in seinen Mund fallen.

Tom packte meinen Arm so fest, dass ich dachte, er würde mir die Knochen brechen. Denn wir standen tatsächlich vor

Charles II., von Gottes Gnaden König von England, Schottland, Frankreich und Irland, Verteidiger des wahren Glaubens.

Seine Augen funkelten fröhlich. Dank meiner flatternden Nerven brauchte ich einen Moment, um zu begreifen, dass er einen Witz erzählte. »Und der Schäfer sagte zu ihr: ›Ich bitte um Verzeihung, Mylady, aber das ist nicht mein Hut.«

Die Männer brachen in Gelächter aus. Die Damen, die rechts und links des Königs standen, schnalzten vor schockiertem Entzücken mit den Zungen. Eine von ihnen schlug dem König spielerisch mit ihrem Elfenbeinfächer auf den Arm. »Oh, Ihr seid ein böser Junge«, sagte sie.

Er grinste. »Ich muss zu meiner Schande gestehen, dass Ihr recht habt. Hallo, wer ist denn das?«

Er hatte mich entdeckt, wie ich zitternd am Rand des Kreises stand. Lord Ashcombe schob mich nach vorn. »Eure Majestät, darf ich Euch zwei Eurer Untertanen vorstellen? Das ist Christopher Rowe aus London, der frühere Lehrjunge des verstorbenen Benedict Blackthorn.«

Die Miene des Königs hellte sich auf. »Oh! Ja! Willkommen!«

Ich verbeugte mich fassungslos. In meinem Hinterkopf hörte ich wieder die Mahnung von Lord Ashcombe. *Um der Liebe Gottes willen, fasst euch kurz.* »Es ... es ist mir eine Ehre, Eure Majestät«, stammelte ich.

Er drehte sich zu einer der Damen um. »Dieser Junge löst die verwickeltesten Mordfälle, ob Ihr's glaubt oder nicht! Christopher, du musst morgen mit mir frühstücken. Dann kannst du mir all deine Tricks verraten.«

Eine Wärme breitete sich in meiner Brust aus. »Sehr ... sehr gerne, Sire.«

»Richard, Ihr sorgt mir dafür, dass ... Bei allen Göttern, wer ist denn der Riese? Er ist ja größer als ich!«